

LESEPROBE „DIE KÖCHIN“

Charlotte Richter-Peill

Die Köchin (Roman)

Anfang

Gisela lauscht. Nichts ist zu hören. Kein Rascheln, kein Knistern. Nichts.

Sie betrachtet ihre Hände, die ruhig vor ihr auf dem Küchentisch liegen. Heute sind sie also zurückgekehrt, auf Beinen, die immer zu viele Beine sind, die kaum erbsengroßen Leiber gefüllt mit der Brut, die in ihnen reift. Jetzt halten sie sich bereit, wollen in Gisela hinein und sich durch schmale Gänge einen Weg in ihren Körper bahnen.

Warum es passiert ist? Sie weiß es nicht. Als Horst heute Morgen die Zeitung aufgeschlagen hat, sind die Käfer zwischen den Seiten hervorgekullert, einfach so. Ihr Mann merkte nichts, während sie sich vor Schreck beinahe an ihrem Marmeladenbrot verschluckte. Die Käfer fielen auf den Tisch mit einem Geräusch wie von Hagelkörnern, aber das hörte nur sie. In wildem Durcheinander rannten sie davon, kreuz und quer über die Tischplatte und den Rand der Tischplatte hinaus, Absturz, weiter, über die Küchenfliesen, so schnell, dass sie ihnen mit den Augen kaum folgen konnte. Ihre Finger zitterten, also setzte sie sich auf ihre Hände. Kurz darauf nahm Horst seine Jacke vom Haken. Bitte bleib, wollte sie sagen, doch ihr Mund war wie zugenäht. Die Tür schloss sich hinter ihm. Starr saß sie da und wartete, ob die Käfer aus ihren Verstecken hervorkommen würden. Dann räumte sie den Frühstückstisch ab. Sie las dem zweijährigen Niels die Geschichte vom traurigen Schweinchen vor, baute mit ihm aus Klötzen einen Märchen-Schweinestall und fütterte ihn mit einem Brei aus Haferflocken und geriebenem Apfel. Sie half ihrer Tochter Mara, die vor kurzem vier Jahre alt geworden war, beim Zusammensuchen ihrer Sandförmchen, zeigte ihr zum hundertsten Mal geduldig, wie man eine Schleife bindet, winkte ihr nach, als sie in den Hof hinaus lief, legte Niels in sein Gitterbett und versuchte, ein Mittagessen zu kochen.

Eine Stunde lang versuchte sie es. Horst hatte sich Kartoffelsuppe mit Räucherwurst gewünscht, das war einfach, das gelang meistens. Doch als

sie den Salbei, die Nelken und die Anissamen in die Suppe rührte, schlichen ihr die Zweifel bereits durch den Kopf. Ihr Kochbuch war vor drei Tagen verschwunden und sie konnte sich nicht an die dort empfohlenen Kräuter und Gewürze erinnern. Während sie Wurststücke in die Suppe schnippelte, krochen dann die Käfer aus der Abzugshaube heraus und ließen sich in den Topf fallen. Still stand sie da und starrte in die Suppe. Als sie sich wieder bewegen konnte, trat sie einen Schritt zurück und schloss die Augen. Sie wollte nicht sehen, was in der Suppe schwamm, sie wollte, wollte, wollte nicht. Mit einem einzigen Schwung schubste sie den Topf in den Ausguss. Ihr Atem beruhigte sich. Sie öffnete die Augen, ließ heißes Wasser nachlaufen und schaltete die Kaffeemaschine ein. Mit der Kanne in der Hand ging sie zum Tisch, um sich mit ein paar Tassen zu beruhigen.

Und hier sitzt sie nun. Das Licht in der Küche ist nicht so, wie es sein sollte. Es ist dämmrig, als ginge es bereits auf den Abend zu. Da können sie sich leicht verbergen. Sie steht auf, knipst die Deckenlampe an und tritt ans Fenster. Doch statt hinauszusehen, betrachtet sie ihr Spiegelbild in der Scheibe. Erst wenn sie sich ihres Anblicks sicher ist, kann sie es mit der Welt hinter dem Fenster aufnehmen. Mit den Fingerspitzen berührt sie behutsam das Gesicht auf der Scheibe. Da ist sie. Ein Arm liegt vor der Brust, als wollte sie ihren Körper zusammenhalten. Sie findet sich unauffällig, trotz ihrer Größe. Andere halten sie oft für jünger als achtundzwanzig. Mit der Spitze ihres Zeigefingers zeichnet sie auf der Scheibe die Kontur ihrer Lippen nach. Die Farbe ist wie immer, was sie beruhigt, ein Ton zwischen Rosa und Blassrot. Die Lidfalte ihres rechten Auges sitzt tiefer als links. Ein Augenbrauenhaar wächst quer. Wenigstens an ihr hat sich nichts verändert. Alles andere hier ist neu und ängstigt sie.

Giselas Blick geht nach rechts, zur Straße hin. Autos, ein paar Radfahrer, Menschen auf dem Weg zum Einkaufen oder zur Arbeit. Oder zur Apotheke gegenüber, die ihr Mann vor vier Wochen eröffnet hat. Von früh bis spät nimmt er dort Rezepte entgegen, holt Tablettenschachteln aus den Schubladen, rührt Cremes, Salben, Tinkturen an und hält Kunden, die einen Rollator vor sich herschieben, die Tür auf. Es ist eine altmodische Tür mit Einlegearbeit und Messingklinke. Vor den Fenstern hängen Blumenkästen, aus denen Petunien quellen. Um die Apotheke herum stehen ein paar Ulmen

und Linden, auch andere Häuser, Putten mit Speckfalten an den Oberschenkeln zieren die Mauern, die Köpfe fleckig von Vogelkot. Rechts neben der Apotheke ein Supermarkt, links ein Neubau voller Arztpraxen, eine Straße weiter die Kirche. Auf den Laternenmasten hocken Tauben. Morgens erinnert das sepiafarbene Licht an die Tönung auf vergilbten Fotografien.

Das ist die Gegend, in der Gisela seit einem Monat wohnt.

Von der Kreuzkirche her schlägt es halb eins. Gisela zieht ihre Wolljacke enger um sich und kehrt an den Küchentisch zurück. Sorgfältig rührt sie einen Esslöffel Zucker in ihren fünften oder, sie weiß es nicht, sechsten Becher Kaffee. Es ist ein Riesenbecher mit Snoopy-Motiv. Sie trinkt mit kleinen Schlucken. Ein Tropfen rinnt ihr Kinn hinunter, sie tupft ihn mit dem Ärmel weg. Prüfend lässt sie den Blick schweifen. Der Herd mit dem Rostfleck auf der Ofenklappe. An der Wand eine Puddingform in Gestalt einer Eule. In der Ecke der Stuhl mit der geschweiften Lehne, die sich an manchen Tagen wirklich boshaft in ihren Rücken drückt. Es sind dieselben Möbel vom Sperrmüll, die in der alten Wohnung gestanden haben. Sogar das Wachstischtuch, das sich immer speckig anfühlt, egal, wie oft sie es abwischt, haben sie mitgenommen. In diesem Haus sehen viele der vertrauten Dinge fremd und abweisend aus. Ein guter Platz für die Käfer.

Es gibt Gefahren, die man im Auge behalten muss. Die Bäume, die zuweilen Gesichter bekommen. Der Mond, der zwischen Wolkenfäden schwimmt und sich unversehens in einen Schädel verwandeln kann, darin eine Spalte, die sich zum Mund weitet, einem Maul, das Flüche und Hohngelächter auf sie herunter speit.

Doch am schlimmsten sind die Käfer.

Bestimmt lauern einige von ihnen noch immer in ihren Verstecken. Gisela bezweifelt, dass ihr genug Zeit für einen zweiten Versuch mit dem Mittagessen bleibt. Trotzdem wird sie es versuchen. Jeden Tag versucht sie es. Hin und wieder bringt sie sogar eine passable Mahlzeit auf den Tisch. Vorhin hat es immerhin schon nach ausgelassenem Speck und gebratenen Zwiebeln geduftet. Aber jetzt ist alles im Ausguss verschwunden und Horst kommt bald zum Essen herüber. Er wird sich in der Küche umsehen, sein Blick wird auf den Topf in der Spüle und die Suppenspritzer auf den Fliesen

fallen, wortlos wird er den Kühlschrank öffnen und für die Familie ein weiteres Mal ein paar Brotscheiben mit Käse, Salami und Tomatenscheiben belegen.

Nein, denkt Gisela, er hat sich Suppe gewünscht, Suppe soll er bekommen. Behutsam setzt sie einen Fuß vor den anderen. Wenn ich mich ruhig bewege, wird es gehen. Sie denkt: Ich kann das, ich schaffe es. Sie lauscht in den Flur hinaus. Im ersten Stock hört sie Niels leise brabbeln und quieksen, wie immer, wenn er in das Spiel mit seinen Stofftieren versunken ist.

Dort ist der Herd, dort ist der Rostfleck an der Ofenklappe. Ich werde noch einmal von vorne anfangen. Wenigstens versuchen werde ich es.

Sie schält Kartoffeln, brät Zwiebeln an, schiebt sie durchs Öl. In der Pfanne zischt es. Ob sie verschwunden sind? Oder halten sich ein paar von ihnen noch immer in der Küche versteckt? Nein, denkt sie, so geht es nicht. Sie nimmt die Pfanne vom Herd, greift nach dem Bratenwender. „Kommt heraus“, sagt sie sanft und beginnt, mit dem Bratenwender die Küchenmöbel abzuklopfen. Die sanfte Stimme und das sachte Klopfen sind wichtig, darauf kommt es an. Sie muss die Käfer herauslocken und sie im Blick behalten, sie dürfen nicht unbehelligt in ihren Verstecken bleiben, bis die Nacht hereinbricht, um sich ihr dann im Dunkeln heimlich zu nähern.

Die Nacht. Das ist ihre Zeit.

Gisela klopft. Sie klopft und lockt, umklammert den Bratenwender, bearbeitet den Küchentisch, die geschweifte Stuhllehne, die Anrichte. Sie klopft gegen die Blumen, die in die Anrichte geschnitzt sind, geht zum Fenster, klopft gegen den Tontopf auf dem Sims, den Horst immer wieder aufs Neue mit Kräutern bepflanzt und der voller verdorrter Strünke steckt. Nichts regt sich. Sie lässt den Bratenwender sinken.

Sie sind fort.

Sie werden zurückkommen, da macht sich Gisela nichts vor. Wenn sie sich im Dunkeln in ihrem Bett zusammenrollt, werden sie durch die Öffnungen ihres Körpers in sie hineinkriechen und in ihr Inneres hinabsteigen, wo sie in geheimen Höhlen verschwinden und ihre Leiber leeren. Sie werden Haufen von Eiern auf dem Grund von Giselas Körper säen, bis alle Räume in ihr bis zum Platzen gefüllt sind.

Und Horst? Der wird natürlich wieder eine vernünftige Erklärung für die Käfer finden. Er wird behaupten, das alles passiere, weil sie ihre Tabletten nicht nehme. Ohne Tabletten würde in ihrer Psyche etwas „kippen“, das wisse sie doch. Und wenn sie ihm von der Brut erzählt, die sich in ihrem Körper auf das Schlüpfen vorbereitet, wird er sich ans Telefon hängen und ihrem Arzt die Ohren voll reden.

Gisela tritt ans Fenster. Besser nicht daran denken. Nicht an die Tabletten, nicht an den Arzt. Flüchtig berührt sie die Lippen ihres Spiegelbilds, dann wendet sie sich dem zu, was auf der anderen Seite des Fensters geschieht. Diesmal geht ihr Blick nicht zur Straße hin. Sie schaut nach links, auf den sandigen Hof, auf dem vereinzelt Gänseblümchen und Löwenzahn wachsen. Die Sommerluft flirrt, Licht fällt durch das Laub der Bäume. Ein Apfelbaum, ein Pflaumenbaum, eine Kastanie. Darunter ein Gemüsebeet, in dem das Unkraut prächtig gedeiht. Neben dem Beet eine Sandkiste mit drei Nachbarskindern, deren Namen sie noch nicht kennt. Etwas abseits sitzt ihre Tochter Mara. Der Wind zaust ihr Haar. Mit einem Stock rührt sie in ihrem Spielzeugeimer. Ist Wasser darin? Ein Brei aus Erde und Zuckersand?

Mit einem pinkfarbenem Förmchen langt ihre Tochter in den Eimer, holt etwas hervor und setzt es mit einer geschickten Drehung ihrer Hand auf den Bretterrand der Sandkiste, zu den anderen kleinen Kuchen, die dort in einer Reihe stehen. Aufmerksam hält sie den Blick auf die Miniatur-Gugelhupfe gerichtet. Sie hat grüne Augen, klar und durchsichtig. Getöntes Glas, denkt Gisela. Gedämpft hört sie die Stimmen der anderen Kinder. Sie öffnet das Fenster, kann nun jedes Wort verstehen. „Kuchen! Sie hat Kuchen gebacken! Kann ich ein Stück?“

Mara sitzt im Sand und regt sich nicht. Nur auf ihrer Stirn bilden sich winzige Falten. Auch Gisela steht still. Langsam, erst nur mit den Augen, dann mit dem Kopf und schließlich mit dem ganzen Körper, wendet sich Mara den Kindern zu. Sie greift nach ihrer rot emaillierten Schaufel und beginnt mit der Schaufelkante die Gugelhupfe zu zerteilen. „Der sieht lecker aus“, sagt der Junge mit dem Blondhaar und streckt Mara eine Hand entgegen. Schüchtern kommt er Gisela auf einmal vor, während Mara ruhig ein Kuchenstück in seine Hand legt. Gisela beugt sich vor. Der Junge beißt

in den Kuchen. Langsam isst er, wie versunken, schluckt, beißt ein zweites Mal ab.

Bald kauen auch die anderen Kinder mit vollen Backen; sie kauen und strahlen Mara an - das Mädchen, das in Sandkisten Kuchen backt, die besser schmecken als alles, was ihre Mütter und Großmütter je aus dem Ofen holten.

Gisela schließt das Fenster.

(...)